

Sabine Trinkaus wuchs im hohen Norden hinter einem Deich auf. Zum Studium verschlug es sie ins Rheinland, wo sie nach internationalen Lehr- und Wanderjahren sesshaft und heimisch wurde. Heute lebt sie mit Schaf und Familie in Alfter bei Bonn. »Schnapspralinen« ist nach »Schnapsleiche« (2012) und »Schnapsdrosseln« (2013) der dritte Fall für ihre Privatermittlerinnen Britta Brandner und Margot Pütz. Außerdem erschien von ihr im Emons-Verlag »Der Zorn der Kommissarin« (2014).

SABINE TRINKAUS

Schnapspralinen

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/Alamy
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-487-8
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur.
www.ava-international.de

Für Marc-Uwe und das Känguru:
danke für die Pralinen.

Für Jenny:
danke für den Friedhof.

Für Manfred und Laura:
danke für den ganzen Rest.

Prolog

Wie ein Sturzbach fiel der Regen. Die ausgedörrte Erde sog sich gierig voll, konnte die Wassermassen aber nicht schnell genug fassen, sodass die prasselnden Tropfen kleine schwarze Schlammfontänen über seine Schuhe und den Saum seiner Hose spritzten.

Der Donner krachte ohrenbetäubend, und Blitze zuckten grell.

Der Friedhof, der sich sonst so malerisch und harmlos an den Hang schmiegte, wirkte wie das Szenario eines Horrorfilms. Das gefiel ihm. Das gefiel ihm gut.

Er ließ den Blick wandern. Hinunter zu den Häusern, die am Rand des Friedhofs lagen. Dunkelheit hinter allen Fenstern. Die Welt schlief den festen Schlaf der Heuchler, und das war ausnahmsweise gut so. Obwohl ein Teil von ihm bedauerte, dass niemand ihn jetzt sah. In dem schwarzen Sweatshirt mit der Kapuze, die sein Gesicht verbarg. Wie er den Spaten hob, ihn über den Kopf hielt, während ein weiterer Blitz die Szene erhellte. Ein Urbild von Macht, als er zuschlug, als der Schädel hässlich knirschte. Laut genug, um das Prasseln des Regens für eine Sekunde zu übertönen. Er atmete tief durch. Horchte in sich hinein. Er suchte. Nach Zufriedenheit, nach Freude. So oft hatte er sich ausgemalt, wie es sich anfühlen würde. Die Erleichterung, die Genugtuung. Doch da war nichts.

Abermals hob er die Arme. Abermals schlug er zu. Immer wieder, immer schneller ließ er das Gewicht auf den Kopf des Mannes niederfahren. Vergeblich. Wut begann, die Leere, die sich so hartnäckig in ihm ausbreitete, zu füllen. Ohnmächtiger Zorn. Auch das, dachte er, sogar das enthält er mir vor.

Seine Arme schmerzten. Er gab auf. Es reicht, dachte er, es reicht schon längst.

Er blickte hinunter auf den toten Körper, den zerschmetterten Schädel. Der Regen wusch Blut fort, ließ es in Schlieren im schwarzen Boden des Grabes versickern.

»Ich habe gewonnen«, sagte er leise, trotzig wie ein kleines Kind. »Ich habe trotzdem gewonnen!« Er umklammerte den Spaten, wandte sich ab und ging davon, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

1

»Das ist ja ekelhaft.« Christian Wörner schloss das Küchenfenster. Britta sah ihn verständnislos an. »Das ist Lakritz«, bemerkte sie vorsichtig.

Er setzte sich zurück an den Küchentisch, schenkte Kaffee nach und nickte. »Ekelhaft«, wiederholte er und griff nach seiner Tasse.

»Lakritz ist nicht ekelhaft«, widersprach Britta. Das war sie sich schuldig. Sie und irgendwie auch der renommierten Fertigungsstätte von Süßwaren in Bonn-Kessenich, die aller Wahrscheinlichkeit nach für den Duft verantwortlich war. Den Menschen, die dort Tag für Tag schwer arbeiteten, um Köstlichkeiten zu produzieren – »... *macht Kinder froh*«, sang es in ihrem Kopf, »und Erwachsene ebenso ...«

Aber offenbar nicht Christian Wörner, der sich nun wieder in den Generalanzeiger vertiefte, als sei das Thema völlig irrelevant.

Louis, die englische Bulldogge, die unter dem Tisch lag und selig schlummerte, gab ein leises Traumbellen von sich und stieß dann den kummervollen Seufzer aus. Vielleicht fühlte er mit dem untrüglichen Instinkt des Tieres die leisen Zweifel, die Britta anfliegen. Da saß er nun, der Mann, den sie zu kennen glaubte. Den sie liebte, ganz sicher, natürlich. Mit dem sie darum seit nunmehr einer Woche ihr Schlaf- und Wohn- und Arbeitszimmer teilte, Küche, Bad, Leben. Sie hatten gemeinsam Kisten ausgepackt, Regale und Schränke gefüllt, sie hatten Fakten geschaffen. Und alles in allem lief es wunderbar. Kein Grund zur Klage.

Bis jetzt, hauchte das Stimmchen des Misstrauens in ihrem Kopf, das hartnäckige und alberne Stimmchen, das sie dringend loswerden musste. Das Stimmchen, das ihr permanent in Erinnerung rief, wie leicht man sich täuschte. Wie schnell man sich blenden ließ von dem durchaus erfreulichen Anblick, den Christian bot, wie er dasaß und Kaffee schlürfte. Die dunklen Haare noch nass von der Dusche, das kantige Gesicht frisch rasiert.

Es war eine Frage der Zeit, bis er Falten bekam, Tränensäcke und Geheimratsecken. Bis das Bäuchlein, das schon jetzt zu ahnen war, sich zu einer Wampe wölben würde.

Mit derlei Äußerlichkeiten konnte Britta natürlich leben. Zumal sie unlängst erste graue Strähnen in den Locken entdeckt hatte. Und dringend mal wieder ein paar Pfund abnehmen musste. Darum ging es nicht. Sondern vielmehr darum, dass es möglicherweise eine Frage der Zeit war, bis dieser Mann seine Maske fallen ließ. Sein wahres und garstiges inneres Gesicht zeigte, den Macho herauskehrte, der sich bedienen ließ, am Essen herummäkelte und nicht einmal mehr so tat, als würde er sich zum Pinkeln hinsetzen.

Natürlich war es irrelevant, ob er Lakritz mochte oder nicht. Und doch möglicherweise ein alarmierendes Indiz, ein Zeichen dafür, wie wenig sie eigentlich von ihm wusste.

»Du magst kein Lakritz?« Sie musste das klären. Sie machte das gut, fand sie, beiläufiger Plauderton, völlig harmlose Frage nach etwas, was überhaupt keine Rolle spielte.

Wörner sah von der Zeitung hoch. »Ich hasse Lakritz«, sagte er. »Lakritz ist aus Pferdeblut.«

»Das ist doch Quatsch! Das ist ein Mythos, eine Stadtsage, das glauben höchstens kleine Kinder. Es war noch nie Blut in Lakritz. Und außerdem isst du Fleisch. In Fleisch ist garantiert mehr Blut als in Lakritz!«

Wörner zuckte die Schultern. »Mag sein. Ist mir aber eh egal, was drin ist, ich mag das Zeug einfach nicht. Ist das ein Problem?« Er sah sie an. Mit diesem Wörner-Blick. Fragend mit einem leichten Hauch von Zweifel.

»Natürlich nicht«, sagte Britta. »Ich dachte nur ... ich dachte einfach« Sie sann nach einem Weg, den Satz zu Ende zu führen, ohne sich komplett lächerlich zu machen. Und war froh, dass sie in diesem Moment ihr Handy mit seinem Klingeln von dieser Verpflichtung entband. Sie warf einen Blick aufs Display, erst dann nahm sie das Gespräch an.

»Störe ich?«

Die Stimme von Margot, ihrer ehemaligen Mitbewohnerin, drang ein wenig zu laut an ihr Ohr. Britta hatte gern mit Margot

zusammengewohnt. Ihre laute Munterkeit am Morgen vermisste sie allerdings nicht wirklich.

»Aber nein«, sagte sie. »Wir frühstücken gerade.«

»Frühstücken wie: Brötchen essen und Kaffee trinken? Oder ist das so ein geheimer Code für irgendeine heiße Sache, die Paare in ihrer gemeinsamen Wohnung so machen? Seid ihr nackt?«

»Frühstücken wie Brötchen und Kaffee. Käse. Marmelade. Vollständig angezogen. Tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen.«

»Das enttäuscht mich nicht. Es überrascht mich nicht mal. War klar, dass ihr zwei noch langweiliger werdet, wenn ihr dieses spießige Paar-Ding durchzieht. Aber gut, jeder, wie er kann. Und sonst? Macht er dich langsam wahnsinnig? Dreckige Socken auf dem Boden, falsch gedrückte Zahnpastatube?«

»Nichts dergleichen, nein. Er benimmt sich ziemlich gut.«

Wörner knickte eine Ecke der Zeitung und sah sie an. »Ziemlich gut? Ich benehme mich ausgezeichnet. Ich trage dich auf Händen. Ich putze das Klo. Bringe den Müll runter. Ich hole Brötchen zum Frühstück. Das ist nicht gut, das ist phantastisch!«

»Er benimmt sich phantastisch«, korrigierte Britta brav in ihr Telefon. »Er mag allerdings kein Lakritz«, fügte sie dann an, denn sie wollte kein falsches Bild der Harmonie vermitteln.

»Niemand mag Lakritz. Das Zeug ist ekelhaft. Wer isst schon freiwillig Sachen, die aus Pferdeblut gemacht sind?«

»Da ist kein Pferdeblut drin! Wie zum Henker kommt ihr bloß auf die Idee ...?«

»Bist du da heute Vormittag?«, unterbrach Margot. »Mir ist zum Sterben langweilig, ich wollte vorbeikommen und mit dir Kaffee trinken.«

»Ja. Sicher. Warte ... ich hab von halb elf bis zwölf einen Kurs. Danach hab ich zwei Stunden frei. Wir könnten mit Agathe essen ...«

Im Flur klingelte der Festnetzanschluss. »Margot, das andere Telefon klingelt ...«

Christian war schon aufgestanden, nahm das Gespräch an. Britta hörte ihn im Flur murmeln, dann stand er in der Tür. »Das war die Residenz«, sagte er. »Du sollst schnell kommen ...«

Britta seufzte vernehmlich. »Margot, ich muss Schluss machen. Ich fürchte, sie tut es schon wieder ...«

»Na, dann viel Spaß«, tönte es munter. »Wir sehen uns später.«

Sophie Lange saß an ihrem Schreibtisch und freute sich, dass Montag war.

Seit sie in Bonn wohnte, freute sie sich immer, wenn Montag war. Das sprach nicht unbedingt für ein erfülltes Privatleben. Aber da sie fest entschlossen war, positiv zu denken, war das egal. Alles in allem war das Wochenende schließlich gar nicht so übel gewesen. Sie hatte die Wohnung gründlich geputzt. Hatte im Gartencenter Blumen gekauft, die Balkonkästen bepflanzt. Sie war die große Brückenrunde gelaufen und im Fitnessstudio gewesen. Lauter sinnvolle und nutzbringende Dinge.

Den leisen Hauch Trübsinn, der sie am Sonntagabend angefliegen hatte, hatte sie mit einer Großpackung Pralinen und einer Flasche Wein bekämpft, die sie mit der Katze teilte.

Vom Wein hatte die Katze zwar nichts gewollt, trotzdem war die Flasche am Ende des Abends leer gewesen. Und Sophie voll, voll genug jedenfalls, um die Geräusche, die mitten in der Nacht verrieten, dass der Katze die Pralinen ähnlich schlecht bekamen wie ihr der Wein, zu ignorieren.

Voll genug, um mit leisem Kopfschmerz zu erwachen und so lange den Snooze-Alarm des Weckers zu drücken, bis die Zeit eben noch für eine Tasse Kaffee im Bad reichte, wo sie sich notdürftig säuberte und restaurierte. Sie hatte blind ein paar Kleider aus dem Schrank gezogen, hatte sich aufs Rad geschwungen und war eben noch pünktlich im Präsidium angekommen.

Da war ihr dann aufgefallen, dass sie ausgerechnet die Jeans erwischt hatte, die unangenehm kniff. Das T-Shirt, das nicht bequem, sondern einfach nur ausgeleiert war. Angesichts der für die Tageszeit schon sehr lauen Temperaturen war ihr außerdem klar geworden, dass es sinnvoll gewesen wäre, sich doch noch ein paar Minuten Zeit zu nehmen, um das Malheur der Katze zu beseitigen.

Lauter Gedanken, die eindeutig nicht in die Kategorie »positiv« fielen. Daher weit weg gehörten, denn es war Montag, und sie freute sich.

Sie sah auf die Uhr.

Er kam immer auf den letzten Drücker. Wenn man es genau betrachtete, kam er sogar immer zu spät. Er verließ sich darauf, dass Sophie pünktlich war. Die Stellung hielt, wie er das formulierte. Das war natürlich in Ordnung. So war das mit guten Kollegen, so war das im Team. Und Christian Wörner war ein netter Kollege. Im Grunde. Außerdem der Einzige, mit dem sie nach einem halben Jahr in dieser Stadt so etwas wie Freundschaft verband. In Bonn, das man ihr vor dem Umzug so angepriesen hatte. Das Rheinland mit seinen kommunikativen und geselligen Bewohnern, die es angeblich liebten, offen auf andere zuzugehen. Auf andere, ja, aber aus irgendwelchen Gründen offenbar nicht auf Sophie. Seit einem halben Jahr versuchte sie nun, ein halbwegs präsentables Sozialleben aufzubauen. Vergeblich.

Positiv, mahnte sie sich, immer hübsch positiv. Dinge brauchten ihre Zeit. Sie war jung, sie war attraktiv, sie hatte einen Beruf, der sie erfüllte und forderte. Sie hatte nette Kollegen, Kollegen wie Wörner. Der nach einer Woche Umzugsurlaub sicher gute Gründe hatte, sich ein wenig zu verspäten.

Am Anfang, als sie ganz neu hier gewesen war, hatte sie sich sogar ein winziges bisschen in Wörner verguckt. Aus Panik, wie ihr bald klar geworden war. Aus nackter Angst vor der Einsamkeit, die sie allabendlich in ihrer kleinen Wohnung in der Altstadt erwartete. Sie hatte schnell begriffen, dass er auf keinen Fall der Richtige war. Er war nett, wirklich sehr nett, sah auch leidlich gut aus. Aber er war nicht wirklich ihr Typ. Zu stoffelig, ein bisschen langsam, ziemlich stumpf zuweilen. Nett, das sicher, aber nicht auf diese Weise.

Abgesehen davon hatte er ja auch seine Britta. Eine ganz schöne Kneifzange, die Frau, aber das ging Sophie ja nichts an, das war ihr egal. Wichtig war nur, dass zwischen ihr und Wörner alles geklärt war. Alles in bester Ordnung. Sie waren Kollegen, sie mochten sich, konnten ab und zu mal ein Bier zusammen trinken gehen. So, wie es eben sein sollte.

Sophies Magen knurrte. Warum hatte sie sich eigentlich so gehetzt? Ein bisschen Zeit für ein kleines Frühstück hätte sie sich doch nehmen können. Zumal bisher niemand ihre Anwesenheit im Büro zur Kenntnis genommen hatte. Hatte sie sich vielleicht vertan? Kam er doch erst morgen aus dem Urlaub?

Sie dachte an die Katzenkotze. An das Aroma, das sich bis zum Abend in der Wohnung entfalten würde. Sie zerrte am Bund der Jeans, fuhr sich mit der Hand durch die ungeföhnten Haare, die wie welker Schnittlauch auf ihre Schultern hingen.

Egal, dachte sie, völlig egal.

Die Tür öffnete sich. »Morgen!« Christian Wörner betrat schwungvoll den Raum. »Hast du schon Kaffee gekocht?« Er sah sie erwartungsvoll an.

»Nimm meine Hände, Kind ...« Die Stimme klang schwach, passte nicht zu dem eisernen Griff, mit dem die dünnen Finger Brittas Hand jetzt packten und umklammerten. »Und weine nicht. Wir alle müssen gehen, irgendwann ...«, röchelte Agathe und sah Britta mit tränenumflortem Blick an.

»Aua, das tut weh. Agathe, ich ...«

»Nein«, krächzte sie. »Nein, sag nichts. Ich vergebe dir alles, Kind, sogar, dass du mich abgeschoben hast in dieses Heim. Immerhin bist du hier, hier an meiner Seite, statt irgendwo den Wanst in die Sonne zu halten und dir ein schönes Leben zu machen, jetzt, da es mit mir zu Ende geht.«

»Agathe, niemand hat dich abgeschoben. Du hättest ja mit umziehen können, dann würdest du jetzt auch in der Sonne sitzen. Du wolltest nicht, erinnerst du dich?« Britta war klar, dass diese Argumente nutzlos waren, wenn sie auch der Wahrheit entsprachen.

Als die Familie Hutschendorf ihren Entschluss, fürderhin im sonnigen Süden zu leben, bekannt gegeben hatte, war Agathe durchaus Teil dieses Plans gewesen. Sie hatte allerdings Zeter und Mordio geschrien. Nur über ihre Leiche, hatte sie erklärt, würde man sie dahin verfrachten, wo die Zitronen blühten, die

Menschen ausländisch redeten und das Klima mild und sonnig war.

Da Agathe bekannt war für etwas, was man vorsichtig als starken Willen bezeichnen konnte, hatte niemand ernsthaft versucht, sie umzustimmen. Stattdessen hatte ihr Sohn Walter, gemeinsam mit Britta und der restlichen Familie, nach einer anderen Lösung gesucht. Obwohl Agathe für ihr biblisches Alter in bemerkenswert guter Verfassung war, hatte man die Möglichkeit, dass Britta sie bei sich aufnahm, rasch verworfen. Sie war über neunzig, brauchte jemanden, der rund um die Uhr zur Verfügung stand, um sich um selbst erklärte oder reale Notfallbedürfnisse zu kümmern. Darum war man übereingekommen, dass die Seniorenresidenz eine gute Lösung war. Zumal es sich um eine Einrichtung handelte, die wirklich jedem noch so gehobenen Anspruch genügte.

Leider nicht dem von Agathe. Ihr ging es schließlich ums Prinzip. Und auch die Tatsache, dass Britta quasi um die Ecke wohnte, sie täglich besuchte und alles tat, um ihr das Einleben zu erleichtern, half bislang nicht, die Lage zu entspannen. Seit sie hier war, verfolgte Agathe mit großer Vehemenz zwei Ziele: Rausfliegen oder Sterben. Um Ersteres zu erreichen, benahm sie sich unmöglich und terrorisierte Personal und Mitbewohner nach Kräften. Wenn sie davon erschöpft war, legte sie sich einfach irgendwohin und tat, was sie konnte, um aus schier böser Willenskraft ihr Ableben herbeizuführen.

Britta war froh, dass bislang kein Projekt Agathe zum gewünschten Erfolg geführt hatte. Allerdings wurde die Sache zunehmend anstrengend und kostete eine Menge Nerven.

»Nein, Kind, nein, nicht weinen ...«, krächzte Agathe jetzt.

»Ich weine nicht.«

»Ich bin alt. Ich kann verzeihen«, fuhr Agathe unbeirrt fort. »Dass du dich lieber um deine lächerliche Karriere kümmerst, als mir, deiner Großmutter, die letzten Tage und Wochen, die mir bleiben, so angenehm wie möglich zu machen. Für eine alte Frau wie mich ist halt kein Platz mehr in dieser Welt, in der kalten, der herzlosen ...«

»Agathe, du bist nicht meine Großmutter. Und ich kümmere mich um keine Karriere, ich verdiene einfach meinen Lebens-

unterhalt. Das muss man nämlich, damit man nicht verhungert, weißt du? Und abgesehen davon –«

»Nicht reden!«, unterbrach Agathe. »Halt einfach meine Hand, mein Kind. Oh, ich kann es sehen, oh, da ist es ... Das Licht. Ich muss hineingehen, nicht wahr, ich muss ins Licht gehen, aber ich fürchte mich ...«

Britta warf einen sehnsüchtigen Blick zur Tür, durch die der Arzt und der junge Pfleger vor wenigen Minuten verschwunden waren. Sehr eilig, eilig auf eine erleichterte Weise. Britta hatte sie kichern hören auf dem Flur. Für eine Sekunde hatte sie das wütend gemacht. Dann allerdings hatte sie sich daran erinnert, dass diese Menschen Agathe quasi Tag und Nacht ausgeliefert waren, und sie war zu dem Schluss gelangt, dass ihnen ein wenig Kichern unbedingt zu gönnen war.

»Ich muss jetzt los!« Sie versuchte, mit ihrer freien Hand Agathes Klammergriff zu lockern. »Gleich kommt meine Pilates-Gruppe, ich muss aufschließen und mich umziehen und ...«

Agathe ließ ein Schnauben vernehmen. »Ich gehe ins Licht, und du willst zum Pilatus-Turnen?« Sie schnaubte erneut. »Ja, gut, bitte sehr. Der Mensch muss Prioritäten setzen, nicht wahr? Geh einfach, lass mich ruhig alleine sterben, hier im Heim, vergessen von allen ...«

»Verdammt, Agathe!« Endlich gelang es Britta, sich aus Agathes Griff zu befreien. »Das ist kindisch, was du hier machst, wirklich kindisch!«

»Sterben ist nicht kindisch!«

»Du stirbst nicht!«

»Natürlich sterbe ich!«

»Aber nicht jetzt. Nicht heute!«

»Ach!« Agathe richtete sich im Bett auf, auf das sie sich voll bekleidet gelegt hatte, bevor sie den ersten Akt ihres Dramas mit dem Klingeln nach dem armen Pfleger begonnen hatte. »Und was macht dich da so sicher?«

»Der nette, sehr nette und kompetente Arzt, Agathe! Der, der eben zum vierten Mal eilig an dein angebliches Sterbebett geeilt ist, um dann festzustellen, dass alles in bester Ordnung ist. Du bist kerngesund! Du stirbst nicht!«

»Und woher will das Milchgesicht wissen, ob ich sterbe oder nicht?«

»Das Milchgesicht weiß das, weil das Milchgesicht studiert hat. Medizin nämlich. Das Milchgesicht hat eine Ausbildung, die es befähigt, zu unterscheiden, ob jemand tatsächlich ärztliche Hilfe braucht oder einfach nur Theater macht.« Britta erhob sich entschlossen vom Stuhl, bevor Agathe wieder nach ihr greifen konnte. »Ich gehe jetzt. Ich habe zu arbeiten. Margot kommt heute Mittag, wir kommen bei dir vorbei und essen zusammen, in Ordnung?«

»Heute Mittag bin ich längst tot.«

Britta rollte die Augen. »Bis dann«, sagte sie und floh aus dem Zimmer.

Irgendwo bellte ein Hund.

Edith Hecker, die eben die eiserne Pforte des Bergfriedhofs geöffnet hatte, schauderte unwillkürlich. Als begeisterte und langjährige Leserin einschlägiger Schauer- und Kriminalromane wusste sie, dass ein solches Geräusch nichts Gutes verieß. Natürlich hörte man es in den Romanen vorzugsweise in unheilvoller Dämmerung, gerne dann, wenn kalter Nebel aus einsamen Hochmooren kroch, und nicht am hellen Vormittag auf dem Bergfriedhof in Kessenich. Der zudem an den Wald grenzte, wo um diese Zeit Heerscharen von Herrchen und Frauchen ihre Köter spazieren führten. Jetzt und hier war ein Bellen kein Grund zur Beunruhigung. Und doch war es, als griffe eine kalte Hand nach ihrem Herzen. Dieselbe Hand, die ihr schon in der vergangenen Nacht zu schaffen gemacht hatte.

Sie schüttelte den Kopf. Albern, das war albern, Gedanken einer hysterischen alten Schachtel. Alt war sie, keine Frage, da machte sich Edith nichts vor. Aber nicht hysterisch! Das Gewitter war schuld gewesen. Dunkle Nacht und Blitze, die dramatisch zuckten, als sie aufgestanden war, um sich ein Glas Wasser zu holen. Sie hatte vor dem Einschlafen in einem recht blutrünstigen Werk gelesen, das ihre Phantasie möglicherweise angeregt

hatte. Und die hatte ihr dann beim Blick durchs Küchenfenster einen gruseligen Streich gespielt. Es war ein Schatten gewesen, ein Busch, ein Ast. Eine optische Täuschung, die sie furchtbar erschreckt hatte. So sehr, dass sie einen Moment wie gelähmt in der dunklen Küche gestanden hatte, dann hastig zurück in ihr Bett geflohen war, wo sie sich die Decke über die Ohren gezogen hatte. Irgendwann war sie wieder eingeschlafen.

Am Morgen war sie dann erwacht, wissend, dass das Unbehagen, das sie noch immer empfand, keine realen Ursachen hatte. Loswerden musste sie es trotzdem, und darum war sie jetzt hier. Ein kleiner Spaziergang über den Friedhof. Einfach so, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Auch wenn irgendwo ein Hund bellte. *Gerade* wenn irgendwo ein Hund bellte.

Gott, sie konnte Hunde nicht ausstehen.

Sie sah sich um. Der Friedhof lag friedlich im Morgenlicht. Ab und zu sandte die Sonne warme Strahlen durch die noch frisch belaubten, durchlässigen Blätterkronen der hohen Bäume.

Sie schloss die Pforte hinter sich, schritt energisch den Weg zwischen den alten Grabsteinen entlang. Automatisch scannten die Augen den Boden und die Gräber – ordentlich und gepflegt. Keine Zigarettenkippen, keine Bierflaschen, keinerlei Hinterlassenschaften derer, denen nichts mehr heilig war. Alles war gut, dachte sie und bog rechts ab, um die mittlere Hauptachse nach oben zu nehmen.

Sekunden später wünschte sie, sie hätte es nicht getan. Denn nun sah sie es. Das, was sie hätte erstarren lassen müssen. Aber auf eine wundersame Weise schien ihr Körper wie abgekoppelt von Gedanken und Willen. Er bewegte sich einfach weiter, Schritt für Schritt, näherte sich dem, was sie eigentlich weder sehen noch begreifen wollte. Schritt für Schritt, näher und näher. Bis es nicht näher ging.

Irgendwo bellte ein Hund.

Und als wäre das nicht genug, stieß irgendjemand einen markerschütternden Schrei aus.

Louis zerrte an der Leine. Nachdem er sich in der Seniorenresidenz außerordentlich gut benommen hatte und brav schlafend neben Agathes vermeintlichem Totenbett ausgeharrt hatte, nachdem er gnädig die so verdienten lobenden Worte und Leckerli von Britta entgegengenommen hatte, schien es ihm jetzt mit dem guten Benehmen für den Tag zu genügen. Er schnüffelte hier und da, schien wild entschlossen, jedem zielstrebigem Schritt Einhalt zu gebieten.

Es war höchste Zeit, mal wieder in die Hundeschule zu gehen, dachte Britta. Ein Gedanke, der sie regelmäßig heimsuchte. Ebenso regelmäßig auf der langen Liste der Dinge landete, die sie tun würde, sobald sie ein bisschen mehr Zeit hatte. Auf einem der hinteren Ränge, denn da es zu Louis' herausragenden Eigenschaften gehörte, so viel Lebenszeit wie möglich schlafend zu verbringen, fiel das schlechte Benehmen der wachen Stunden eigentlich nicht so ins Gewicht. Auch in diesem Moment nahm Britta sein bockiges Zerren eher am Rande zur Kenntnis. Sie war noch immer damit beschäftigt, die unguuten Gefühle in den Griff zu bekommen, die Agathes Auftritt einmal mehr ausgelöst hatten.

Es würde schon werden, dachte sie. Sie kannte Agathe lange genug. Wusste, dass auch ihre Bockigkeit Grenzen hatte. Irgendwann würde das Spielchen sie langweilen. Und dann würde sie diese kindische Verweigerungshaltung aufgeben. Sich vielleicht ein bisschen Mühe geben. Sich einleben, vielleicht würde sie sogar Freundschaften schließen.

Zweifellos war Agathe eine herrische, latent boshafte und anspruchsvolle Person. Nicht leicht kompatibel mit den freundlich lächelnden Senioren, denen Britta im Flur und im Foyer der Residenz begegnete. Aber sie hatte auch ihre guten Seiten. Wenn man sie zu nehmen wusste, war sie eine durchaus anregende Gesellschaft. Es würde sich schon fügen, alles würde sich finden, ganz ohne jeden Zweifel. Im Moment kam es einfach nur darauf an, die Nerven zu behalten.

Sie atmete durch, blieb einen Moment stehen, um Louis' Wunsch nach Setzen einer Duftmarke an einer Hecke Rechnung zu tragen. Der Lakritzgeruch hatte sich verzogen. Die

Wolkendecke zeigte erste Risse und ließ warme Sonnenstrahlen durch. Ein Hauch Frühling lag in der Luft. Das Leben war gut. Wie zur Bestätigung hob Louis den Kopf, sah sie an und bellte unmotiviert. Britta lächelte.

Dann hörte sie den Schrei.

Einen Schrei, dessen Klang ihr nicht gefallen wollte. Sie sah sich um. Der schrille Ton war von da oben gekommen, vom Friedhof. Da stand eine Gestalt, allein und starr, eine kleine Gestalt an einem Grab, die schrie.

Sie sah auf die Uhr. Verdammt! Der Kurs begann in einer Viertelstunde. Sie hatte keine Zeit. Sie hatte außerdem keine, aber auch gar keine Lust, sich mit etwas zu befassen, was Ursache für einen solchen Schrei sein konnte.

Sie fluchte leise und zerrte dann Louis hinter sich her zur Friedhofspforte.

2

Edith, der mittlerweile klar geworden war, dass sie selbst geschrien hatte, sah die Frau, die sich im Laufschrift näherte. Unwillkürlich verzog sie das Gesicht. Nicht nur, weil sie einen dicken kleinen Hund an einer Leine hinter sich herzog. Edith fand, dass Hunde auf Friedhöfen nichts verloren hatten. Aber das war in diesem Moment ihr geringstes Problem. Und deshalb hatte sie auch auf ein anderes Echo gehofft. Eine Hundertschaft Polizisten zum Beispiel. Nichts gegen diese Frau, Britta Irgendwas hieß sie, das war diese Sportlehrerin, die die Kurse gab, von denen Ediths Freundin so begeistert war. Edith selbst hielt derlei Turnerei ja für überschätzt, sie bewegte sich auch so genug, vielen Dank, aber darum, erinnerte sie sich nun, darum ging es ja im Moment überhaupt gar nicht.

Sie sah von Erklärungen ab. Zum einen traute sie ihrer Stimme nicht. Zum anderen schien ihr die Situation relativ selbsterklärend. Für eine nach Ediths Gefühl schrecklich lange Zeit standen sie einfach da, starrten gemeinsam auf das, was da lag. Dann begann der dicke kleine Hund, an der Leine zu zerren und zu winseln. »Aus, Louis«, sagte die Turnlehrerin und dann: »Ach du Scheiße.« Sie sah ein bisschen blass aus.

»Was ist hier los?«, mischte sich eine weitere Stimme ein. Edith unterdrückte ein Stöhnen. Die Markwart! Ausgerechnet. Diese penetrante Person, Küsterin, die glaubte, dass das Universum sich aufhören würde zu drehen ohne sie. Die hatte Edith gerade noch gefehlt, jetzt. Sie fühlte sich auch so der Hysterie bedenklich nahe.

»Einen Arzt«, kreischte die Markwart. »Wir brauchen sofort einen Arzt!«

»Wir brauchen keinen Arzt«, widersprach Edith. »Der Mann ist tot.«

»Das sehe ich auch«, versetzte die Markwart spitz. »Aber Sie ... Sie sind ja ganz grün. Sie zittern ja, Frau Hecker!«

Edith hob eine Hand, um diesem Unsinn ein Ende zu machen.

Ohne Erfolg. »Sie haben einen Schock«, fuhr die Markwart nämlich einfach fort, »damit ist nicht zu spaßen in Ihrem Alter ...« Sie hielt inne, riss die Augen auf und wich einen Schritt zurück. »Oder haben Sie etwa ... ich meine ... waren Sie das?« Sie deutete auf die Leiche.

Eine Welle irrationalen Zorns brandete in Edith auf. Das hatte weniger damit zu tun, dass diese Markwart ernsthaft in Erwägung zu ziehen schien, dass sie womöglich für den beklagenswerten Zustand des Körpers, der da auf dem Grab lag, verantwortlich war, als vielmehr mit dem Umstand, dass diese Person, die allerhöchstens ein paar Jahre jünger war als sie selbst, sie als hinfällige alte Schachtel hinstellte. In Ihrem Alter? Was bildete die sich denn ein? Sie atmete tief ein, aber ehe sie ihrem Unmut Luft machen konnte, gaben ihre Beine nach, und sie sank auf den Kiesweg. Das Letzte, was sie sah, war, dass die Turnlehrerin ein Handy aus der großen schwarzen Umhängetasche zog.

Es hatte Sophie natürlich nichts ausgemacht, schnell zwei Cappuccino aus der Cafeteria zu holen. Schmeckte besser als das, was die röchelnde Kaffeemaschine im Büro so produzierte. Und Christian hatte sich natürlich gefreut. Er schien allerbesten Laune zu sein. Fast ein bisschen überdreht, dachte sie, während sie den wortreichen Ausführungen lauschte. Die neue Wohnung war wunderschön, so hell, Abendsonne im Wohnzimmer. Der Balkon war winzig, aber sehr gemütlich. Die Küche groß und geräumig. Und überhaupt – die Lage, also Kessenich, ein Traum, ein armer Wicht, wer dort nicht wohnte, an diesem Ort, an dem man alles hatte, alles, was man brauchte, dazu der Wald so nah, ein Katzensprung, genau wie die Innenstadt.

Sophie lauschte brav, nickte, lächelte.

»Der Umzug war natürlich Stress«, fuhr er munter fort. »Man glaubt ja nicht, wie viel Zeug zusammenkommt, wenn man zusammenzieht. Echt ein Glück, dass wir so viele Helfer hatten.«

Sophie lächelte weiter, obwohl ihr Kiefer auf einmal schmerzte.